



Anbetung des Heiligen Lukas durch das FC-Vereinsmaskottchen, Geißbock „Hennes“, dieses Jahr beim Rosenmontagszug; Wagenschrift: „Poldi, du darfst nie gehen.“
Foto: dpa

Köln hat

Liebeskummer

Und wenn er im Sommer den Verein und die Stadt verlässt?
Dann bleibt eine große Leere zurück.
Denn Lukas Podolski war der Messias –
und so einen brauchen sie in Köln. Ein Psychogramm

W

enn Köln in diesem Sommer seinen Messias verliert, muss ein Denkmal, das an seine Wunder erinnert, gar nicht erst gebaut werden. Denn einen Katzensprung vom Dom entfernt steht eine Brunnenskulptur, deren Reliefs Lukas Podolski, den Erlöser der kölschen Seele, schon symbolisieren. Der Bildhauer Heinrich Renard hat das Kunstwerk im späten 19. Jahrhundert gemeißelt. Zwergenhafte Fabelwesen aus Sandstein verrichten ein magisches Werk. Sie backen Brot, hacken Fleisch, panschen Wein, zimmern Möbel und schneiden Röcke – kurz: Sie verrichten all die Arbeit, die Menschen tagsüber liegen lassen. Ein Simalabim-Kommando, das unter dem Namen „Heinzelmännchen“ bekannt ist und in Kölner Boulevardtheatern bis heute als beliebter Stoff gilt. Der Brunnen, der ihre Heroentaten verewigt, wird gern besucht, von Touristen wie von Einheimischen.

Lukas Podolski hat ähnliche Sehnsüchte gestillt. Wenn die trägen Spieler des 1. FC Köln ihren Dienst verweigerten, was so sicher war wie der Beginn der Karnevalssession am 11.11., war früher oder später sein linker Fuß zur Stelle – wie ein gottgeschickter Donner. Ob von fern oder aus kurzer Distanz, vom Flügel oder aus dem Halbfeld, Podolski war durchwirkt von einer Inspiration, deren Mechanik von maximaler Effizienz ist. „Ich mach das Ding rein und fertig“, umschrieb er sie.

In diesem Sommer wird er den Ver-

ein wohl verlassen, zu einem Klub, der besser ist, moderner, professioneller – vermutlich Arsenal London. Dessen Trainer Arsene Wenger hat Podolski schon zum „Weltklassenspieler“ emporgelobt und in seine Planspiele verwoben. Und in Köln, wo der 95-fache Nationalspieler an zwei Dritteln aller Tore beteiligt war, seufzen sie wie in der Sage: „Wie war zu Köln es doch vordem / mit Heinzelmännchen so bequem...“

Für den jüngsten Rosenmontagszug hatten sie einen Wagen gebaut, der seinen quasireligiösen Status in der Stadt verbildlicht: Da kniet der Geißbock, das Vereinsmaskott-



Prinz Podolski auf dem Wagen der Ehrengarde im Februar 2012.
Foto: dpa

chen, in Büßerpose und betet einen Altar an, der mit einem goldgerahmten Gemälde drapiert ist: Zu sehen ist ER. Ein Banner bespannt den Wagen: „Poldi, du darfst nie gehen.“ Ein 26-Jähriger, dessen Talente sich auf ein 120 mal 60 Meter großes Arbeitsareal beschränken, als Quell der Glückseligkeit. Diese Heiligsprechung reiht sich in einen ganzen Rosenkranz von Huldigungen ein. Bergheim, eine Kleinstadt im Umland, wo Podolski als Knirps seine ersten Tore machte, benannte 2010 ein neues Stadion nach ihm. Zuvor hatte die Rockband „5 vor 12“ ihm das Lied „Geißbock auf der Brust“ gewidmet. Als der heimwehkranken Podolski zwischen 2006 und 2009 beim FC Bayern auf der Ersatzbank saß, riefen Fans zu Spenden auf, um seine Rückkehr zu finanzieren. Das passte ins katholische Köln, wo Kollekten seit dem Mittelalter fester Teil des Fiskalsystems sind, freilich mit dem Ziel, den Reichtum des Erzbistums zu mehren. Ein junger Steinmetz war es, der nun für einen Fußballgott den Klingelbeutel herumreichen wollte, und er rechnete vor: „Der FC hat doch Millionen Fans. Wenn theoretisch jeder zehn Euro gäbe, hätten wir den Poldi doch schnell wieder hier.“

Letztlich

konnte die Vermählung zwischen Köln und seinem Prinzen nur zelebriert werden, weil zwei rheinische Unternehmer siebenstellige Summen springen ließen. Nicht aus Wohlthätigkeit: Der Chef einer Steuerberatungsfirma und der Vorstandsvorsitzende des Technologiekonzerns „Solarworld“ sicherten sich zugleich lukrative Vermarktungs- und Verwertungsrechte. Insgesamt überwiegt der 1. FC Köln zehn Millionen Euro nach München. Im September 2009 empfingen 48500 Zuschauer im Rhein-Energie-Stadion den heimgekehrten Sohn mit einer von RTL übertragenen „Poldi-Party“, samt Gastspiel des FC Bayern, und träumten berauscht vom internationalen Fußball.

Der Psychologe Stephan Grünewald hat ein Buch geschrieben, das „Köln auf der Couch“ heißt. Darin analysiert er, wie es sein kann, dass Köln, besucht von jährlich mehr als einer Million Touristen, mehr als 2000 Jahre alt, im Mittelalter eine der größten Städte Europas, vernarrt ist in einen grinsenden Buben. So innig, dass selbst der Oberbürgermeister Jürgen Roters, ein trockener Westfale, aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Er berichtet von aufgeregten Menschen, die ihn in der U-Bahn ansprechen, ob er nicht etwas tun könne, um Podolski von einem Wechsel abzuhalten. Grünewald hat für sein Buch, unterstützt von einigen Kollegen, mit 700 Einwohnern Kölns tiefenpsychologische Interviews geführt, um die Seele dieser Stadt zu erspüren. Zwei Herzen pochen darin – sie hegen Sehnsüchte, die unvereinbar sind. Einerseits definieren sich die Kölner, besoffen von der Historie ihrer Heimat, als Bürger einer global bedeutsamen Metropole, die „dat Hätz vun d'r Welt“ ist, wie ein Gassenhauer beschwört. Andererseits steckt in ihnen das Gemüt von Dörflern, deren Lebensradius sich auf ihr „Veedel“ begrenzt, ihren Kiez also. Eine „Kaffeebud-Mentalität“, die ein überschaubares und heimeliges Dasein bezweckt, wöhligh wie ein Embryo im Mutterbauch. Anspruch und Wirklichkeit gehen womöglich in keiner anderen deutschen Großstadt so weit auseinander.

Der Psychologe Grünewald sagt,

das es nur eine Instanz gebe, die diese Lücke schließen kann: der Heilsbringer.

Dazu zählen der „leeve Jott“, der liebe Gott also, aber auch ein Spitzenfußballer wie Lukas Podolski. Die „Heinzelmännchen“ sind bloß die literarische Analogie zu dieser kölschen Eigenart. Dass ein Trainer-Guru wie Christoph Daum, der seine Spieler über glühende Kohlen oder Glasscherben schickt, in Köln sein optimales Betätigungsfeld fand, leuchtet ein. Ende der 80er Jahre feierte er mit dem 1. FC Köln zwei Vizemeisterschaften, 2008 gelang ihm als Heimkehrer der Wiederaufstieg in die Bundesliga.

Der Dom, Markenzeichen der Stadt, berühmtestes Architekturdenkmal Deutschlands, ist zugleich ein Monument der kölschen Schizophrenie. 1248 leitete Meister Gerhard, ein selbstbewusster, in Frankreich geschulter Gelehrter, das waghalsige Bauvorhaben ein. Die Vision einer Kathedrale, die alle anderen Gotteshäuser in den Schatten stellen würde, war Symptom für das Verlangen, hoch hinaus zu wollen, im wahrsten Sinn des Wortes. Im 16. Jahrhundert mussten die Bauarbeiten jedoch eingestellt werden, vor allem aus Geldnot. Erst als Mitte des 19. Jahrhunderts die Preußen unter König Friedrich Wilhelm IV. der klammern Stadt eine Finanzspritze verpassten, konnten die Arbeiten fortgesetzt und 1880 vollendet werden. Die Preußen waren die Wunderheiler, die das Missverhältnis zwischen Wunsch und Wirklichkeit auflösten.

Vielleicht dachte Heinrich Böll, Kölns Literaturnobelpreisträger, an diese desavouierende Fremdhilfe, als er 1960 den Essay „Was ist kölnisch?“ schrieb. Darin zertrümmert er den Dom, nachdem ihn die Luftwaffe der Alliierten im Zweiten Weltkrieg noch ausgespart hatte: „Dass er so offensichtlich von Bomben verschont wurde, während man die herrlichen romanischen Kirchen keiner Schonung für würdig fand, gehört zu den sentimentalsten Irrtümern über das Kölnische.“

Überhaupt, könnte die kölsche Seele Blei gießen, um etwas von sich preiszugeben, müssten Gebilde herauskommen, die verkorksten Baustellen ähneln. Löcher und Krater unterschiedlichster Geometrie sind verbreitet. Am Neumarkt, mitten in der Innenstadt, klaffen zwischen

eine leere Grube, so groß wie ein Baggersee. Die Stadt hatte sich finanziell mit ihrem Plan verhöhnt, dort neue Unterkünfte zu errichten für das völkerkundliche Rautenstrauch-Joest-Museum und das Museum Schnütgen, spezialisiert auf mittelalterliche Kunst. Diesmal rettete die Landesregierung aus Düsseldorf die Kölner aus dem Schlamassel, indem sie 24 Millionen Euro bereitstellte. Der Einsturz des Stadtarchivs im März 2009 richtete den „mit Abstand größten Schaden an, den deutsches Kulturgut seit 1945 erleiden musste“. Das sagt die Direktorin



Fan auf der Stange beobachtet seinen Lieblingspieler beim Training.
Foto: imago

des Archivs. Zwei Menschen starben in den Trümmern. Der Bau einer U-Bahn, deren Tunnel sich durchs Erdreich unter dem dicht bebauten Severinsviertel fräsen sollte, war in eine Tragödie ausgeföhrt. Bis heute ist die genaue Ursache ungeklärt. Geschenk, dass die Ermittlungen ein Panoptikum unfassbarer Pannen zutage förderten – gefälschte Protokolle, gestohlene Eisenbügel, Brunnen, die zu viel Grundwasser abpumpten. Und doch lieben die Kölner ihre Stadt mit einer Inbrunst, die andernorts als aus der Zeit gefallener Heimatkitsch abgetan würde. Nach Heimsiegen schwenkt Lukas Podolski die Fahne mit dem Stadtwappen so stolz wie ein Kurfürst im Hochmittelalter. Und BAP-Sänger Wolfgang Niedecken beichtete einem Magazin: „Wenn ich heute nach Hause fliege, versuche ich immer einen Platz auf der rechten Seite der Maschine zu bekommen. Dann kann ich mit etwas Glück beim Landeanflug den Rhein sehen, den Dom und manchmal auch mein Haus auf dem Römerberg.“ Der Bestseller-Autor Frank Schätzing, ein anderer Verehrer, hat seinen Lokalpatriotismus in den vielleicht schönsten Satz gekleidet, der in den letzten Jahren über diese Hochburg der Gefühligkeit geäußert wurde: „Ich hatte nie das Bedürfnis, von hier wegzugehen. Ich liebe diese Stadt für das, was

sein könnte.“

Im Konjunktiv klingt die Poesie dieser Stadt an. Mal führt er in die Vergangenheit, in die 60er Jahre zum Beispiel, als die Luden „Schäfers Nas“ und „Dummse Tünn“ das Rotlichtmilieu regierten, in die 70er Jahre, als der FC mit Hennes Weisweiler das „Double“ aus Meisterschaft und Pokalsieg gewann, in die 80er Jahre, als die Bars im Belgischen Viertel die Hotspots für Künstler wie Martin Kippenberger und Albert Oehlen waren. Mal ist er sogar in die Zukunft gerichtet. Doch auch dieser Blick ist letztlich nichts anderes als ein Zirkelschluss, der zurück ins Sentiment der Erinnerung weist: „Wenn es doch wieder so würde wie früher...“ Tränen fließen sturzbarartig, wenn BAP „Verdamp lang her“ anstimmen. Vielleicht rührt diese Stadt an, weil man nirgendwo sonst so großzügig über eigene Mängel hinwegsieht.

Der Autor dieses Artikels, selbst ein gebürtiger Kölner, hat vor wenigen Jahren in einer Mietwohnung in der Südstadt gelebt, dort, wo Köln am urigsten ist. Einmal flieste der Hausmeister, angeordnet vom Eigentümer, das gelbstichige Badezimmer. Irgendwann dröhnte seine Stimme aus dem Bad, er sei fertig.

Gar nichts war fertig; in der Duschkabine hatte er eine fenstergroße Fläche mit neuen Fliesen vollgeklatscht. Sonst alles wie gehabt. Es war die kölsche Interpretation einer Renovierung. Die Heinzelmännchen existieren leider nur in Sandstein gefasst, ein paar Meter vom Dom entfernt.

Der 1. FC Köln hatte bis zuletzt immerhin Lukas Podolski. Nun müssen Verein und Stadt sich etwas einfallen lassen.



Köln am Rhein hat eine Million Einwohner, der 1. FC Köln (drei Mal Deutscher Meister) etwa 55 000 Mitglieder, das Fußball-Stadion 50 000 Plätze.